

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 174.

Freitag, 27. Juli.

1928.

(4. Fortsetzung.)

Ein verhängnisvoller Abend.

Roman von Liesbet Dill.

(Nachdruck verboten.)

Vor der Tür des „Lion d'or“ wollte sich der Capitaine verabschieden, aber das ließ Charles nicht zu.

„Unsinn, du kommst mit. Das geht jetzt nicht, du kannst nicht in dein Haus, da liegt ja der Staub fingerdick. Das Bett ist fertig für dich, und das Essen steht auf dem Tisch, setz dich nur mit 'ran. Ich werde mich nur nicht viel um dich kümmern können wegen Mama; aber du bleibst bei uns, unbedingt. Wir haben ja auch noch zu sprechen wegen deiner Angelegenheit.“

„Nein, das möchte ich auf keinen Fall“, wehrte der Capitaine, ohne die Schwelle des Hauses zu überschreiten. „Das hat ja Zeit. Ich kann ebenso gut in dem „Arcades“ essen und komme, wenn's dir paßt, gegen Abend herüber.“

„Nun, dann sage wenigstens Mama guten Tag“, bestand Charles. Er zog den Freund mit in den Hausflur.

„Ach, du bist's, Charles“, sagte die schwache Stimme seiner Mutter, als er sich in dem verdunkelten Schlafzimmer über ihr Bett beugte. Und sie streichelte seine Hand. „Mein guter Junge . . . ich habe so auf dich gewartet. Du hast keine schöne Jagd gehabt, nicht wahr? Und bist sicher naß geworden. Ziehe dich nur gleich um, und erkälte dich nicht. Wir reden nachher über alles, was ich dir noch zu sagen habe. Ach, da ist ja auch Dupon. — Guten Tag, Herr Capitaine, wie geht es Ihnen?“

Der Capitaine neigte sich über die Frauenhand, die sich ihm aus den Kissen entgegenstreckte, und küßte sie.

„Das wollte ich Sie fragen, Madame Gontard“, sagte er. „Ich bin nur ganz kurz gekommen, um etwas mit Charles zu besprechen, und fahre heute abend zurück.“

„Denke dir, ich habe ihn im Walde aufgegabelt, er ist aus Chateaudun zu Fuß gekommen, da habe ich ihn gleich mitgebracht.“

„Sie wollen nach Ihrem Hause sehen, nicht wahr?“

„Ja, Charles schrieb mir, daß es sich nicht verkaufen läßt. Und so muß ich eine Hypothek darauf aufnehmen, ich brauche Geld.“

Die alte Dame warf ihrem Sohne einen Blick zu; der blickte sie wieder an und klopfte dann dem Capitaine auf die Schulter.

„Die Geschäfte nachher, René. Erst essen wir mal zusammen, und dann mußt du auch Odette begrüßen.“

„Ach, sagen Sie doch“, meinte die alte Dame, „war jemand gestern abend schon in Ihrem Hause drüber?“

Der Capitaine wandte sich um. Das Sonnenlicht, das durch einen schmalen Ritzen der Läden fiel, beleuchtete sein scharf markiertes Gesicht. Er stützte und sah sie an. „In meinem Hause? Ich bin eben erst angelkommen. Ich war in Chateaudun wegen eines Pferdefaus und wurde früher fertig und habe den kurzen Weg durch den Wald gemacht, ohne auf den nächsten Zug zu warten. Weshalb meinen Sie das?“

„Ich habe geglaubt, gestern abend Licht in Ihrem Hause gesehen zu haben.“

„Licht. Wieviel Licht? Wo war das Licht?“

„Im oberen Stock. Ich sah ein Licht wandern, dann

waren lange zwei Fenster hell, dort, ich glaube, wo Ihr Schlafzimmer ist . . . rechts, die beiden letzten Fenster.“

„Da war Licht?“ fragte der Capitaine erstaunt.

„Ja, ich habe es gesehen.“

Der Capitaine sah Charles an.

„Man kann sich sehr täuschen“, wandte Charles ein, indem er dem Capitaine einen warnenden Blick zuwarf. „Mama, rege dich nicht auf, schlaf und ruhe dich jetzt aus. Wir gehen hinunter, und nachher sehe ich mich zu dir.“ Und sie verließen die alte Dame.

„Was meint sie nur mit dem Licht?“ fragte der Capitaine auf der Treppe. „In meinem Hause sind doch die Läden geschlossen. Erstens kann man gar kein Licht von außen sehen, und dann war doch niemand drin. Ich will es wenigstens hoffen.“

„Du könntest immerhin gleich mal nachsehen“, meinte Charles. „Ich bin lange nicht drin gewesen.“

Aber damit hatte es der Capitaine nicht eilig. Dieses alte Haus, immer hat man Geschichten damit, sie empfangen einen schon, ehe man einen Fuß über seine Schwelle gesetzt hat.“

„Es wird eine Phantasie von Mama gewesen sein“, meinte Charles. „Sie sieht oft so was oder bildet sich ein, etwas gesehen zu haben. Nachher ist es meist nichts. So hat sie zum Beispiel im Frühjahr einmal behauptet, nachts Stimmen in eurem Pavillon zu hören. Sie weckte mich sogar mitten in der Nacht deshalb.“

„Und bist du dann hingegangen?“

„Bewahre, ich schließ ganz friedlich weiter. Was soll man denn auch in dem alten Hause? Silber ist doch keines mehr dort, und die alten Möbel schleppen niemand fort. Mama hat in letzter Zeit oft solche Nachtgesichter. Wahrscheinlich liegt sie auf dem Rücken . . .“

„Nun, es ist ganz angenehm“, meinte der Capitaine, „daß jemand mein Haus noch nebenher mitbewacht.“

Im Speisezimmer stand der Tisch gedeckt. Die Gläser mit ihren roten Armen trug eben die Vorspeise auf. „Wo ist denn meine Frau, Marie?“

„Sie kommt sofort, Monsieur. Die Herren möchten schon anfangen.“

Charles goß den Burgunder ein, und sie begannen schweigend zu essen. Die Vorspeise bestand im „Lion d'or“ aus mehreren Salaten, marinierter Fischen, Radieschen, Wurst, frischer Butter und Weißbrot. Alles reichlich, kräftig und etwas ländlich derb.

Odette trat ein und brachte eine Schüssel Kirschen. Der Capitaine sprang auf und begrüßte sie. Ihr helles Gesicht überflog eine leichte Verlegenheit. Sie entschuldigte sich.

„Es ist heute draußen so viel zu tun. Das ganze Gastzimmer sitzt voller Reisender, dazu der Markt. Mama fehlt an allen Ecken. Hoffentlich hat Artemis nichts vergessen.“

Sie setzte sich, und während die heiße Paste aufgetragen wurde, erzählte Charles von der verregneten Jagd. Plötzlich sagte er: „Wer ihr eht ja gar nichts. Ich muß mich ordentlich schämen, daß ich einen solchen Hunger habe.“

„Die Sache mit Mama ist mir in die Glieder ge-

jahren", meinte Odette. „Und dann — meine Tante — ich kann nichts essen ... es ist entsetzlich“.

Sie legte die Gabel hin, wie von einem Grausen geschüttelt.

„Arme kleine Frau“. Charles ergriff ihre Hand.

„Diese kleinen Hände werden jetzt arbeiten müssen, wenigstens bis man jemand gefunden hat, der Mama ersetzt“.

„Das ist selbstverständlich“, sagte Odette gemessen und ohne jemand anzusehen. „Mama beunruhigt mich sehr“.

Artemis riß die Tür auf und rief ins Zimmer: „Monsieur, der Herr Doktor ist gekommen“. Charles sprang auf, schob seinen Teller zurück und verließ das Zimmer.

Die beiden saßen sich schweigend gegenüber, während das aufwartende Mädchen den Kaffee brachte und abdeckte. Drüber in dem Gastzimmer hörte man ein lebhaftes Gemurmel von Stimmen.

„Da drüber sagen sie“, berichtete das Mädchen, wichtig und erregt von der Sensation, welche die ganze Stadt in Aufruhr gebracht hatte, indem es das Obst wegnahm, „die Käthenmutter wäre um halb zwölf Uhr umgebracht worden. Der Arzt hat das eben festgestellt. Sie haben den Mörder schon, es ist ein Schirmflicker, der oft hier durchkommt“.

„Hat er denn gestanden?“ fragte der Capitaine.

„Nein, er leugnet noch, er wehrt sich ... er ist aber nachmittags dagewesen, man hat ihn gesehen, am Zaun hat er gestanden und geklingelt“.

„Das hat mir meine Tante abends noch erzählt“, sagte Odette. „Sie hat ihn nicht hereingelassen“.

„Ja, das ist alles so sonderbar“, sagte das Mädchen und sah Frau Odette von der Seite an, indem es das Geschirr auf das Teebrett stellte, „das wird eine schöne Geschichte werden“.

In diesem Augenblick betrat ein Gendarm das Zimmer und fragte: „Kann ich Sie sprechen, Madame Gondard? Der Untersuchungsrichter ist da“.

Odette erhob sich. Man sah, daß ihre Hände zitterten. Sie verabschiedete sich ruhig und anmutig von dem Capitaine. „Also bis heute abend, Capitaine, bitte, seien Sie um sieben Uhr zu Tisch da. — Marie, schließen Sie den Salon auf“.

Im Haussflur standen zwei Herren mit Mappen unter den Armen. Sie ging, gefolgt von den Herren, in den Salon, der als Lesezimmer diente. Er war leer und halbdunkel. Die Jalousien waren geschlossen. Auf dem Tische lagen abgegriffene illustrierte Blätter, auf dem Klavier stand ein trockener Feldblumenstrauß. Sonnenstreifen standen in dem Zimmer.

Odette nahm auf dem Sofa Platz und legte die Hände gefaltet auf die Knie. In ihrem kurzen einfachen Leinenkleid, den zierlichen, hellgrauen Wildlederschuhen, dem weißen Hals und der weißen Haut sah sie wie ein Pensionsmädchen aus. Man sah ihr die neunjährigen Zwillinge nicht an.

Die durchbohrenden Blicke der beiden Juristen, die sie zu verhören gekommen waren, schienen sie kalt zu lassen.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Madame, daß wir Sie verhören müssen“, begann der Ältere, der Untersuchungsrichter, während sein Begleiter sich anschickte, auf einem Spieltisch das Protokoll aufzunehmen und der Gendarm am Fenster stehen blieb, als ob er einen Fluchtversuch durch das Fenster vereiteln wollte. „Aber Sie waren die letzte, die Ihre Tante gesehen hat. Sie waren gestern abend noch mit ihr zusammen. Können Sie uns sagen, ob Ihnen irgend etwas aufgefallen ist? Erzählen Sie uns bitte genau, wie sich die Sache verhielt: Wann Sie hinkamen, wie Sie das Haus fanden, ob Sie jemand unterwegs gesehen haben, in der Nähe des Hauses, vor allem, ob Sie den Schirmflicker kennten, der sich an dem Abend vor dem Hause herumgetrieben haben soll. Wollen Sie mir, bitte, das alles ganz genau erzählen, Madame“.

Der große hagere Mann heftete seine schwarzen Augen auf die junge Frau, die sich bemühte, ihre Gedanken zu sammeln. Sie schien ruhig und kaltblütig. Sie entschuldigte sich, verhört zu werden, nie war ihr das passiert.

„Verzeihen Sie, wenn ich etwas wenig chronologisch erzähle, ich werde versuchen, Ihnen alles genau zu sagen. Ich bin noch sehr erschüttert ... meine Schwester liegt im Sterben, der Arzt hat uns wenig Hoffnung gemacht ... und meine Tante, die ich lieb hatte ... meine einzige Verwandte, ermordet ... es ist alles so rasch auf mich eingestürmt ...“

Sie strich sich über die Augen, als ob sie etwas verwischen wollte, was ihren Gedankengang störte. „Ich muß mich erst bestimmen. Schreiben Sie bitte noch nicht, mein Herr, lassen Sie mich erst ganz genau nachdenken, damit nichts falsch aufgenommen wird in die Akten“.

Aber bitte, Madame, fassen Sie sich nur, wir haben Zeit“.

Der Richter lehnte sich mit übergeschlagenen Beinen in seinen Stuhl zurück. Seine dunklen Augen schauten fest in das Gesicht der Frau, die erblaßt war unter diesem Blick.

„Ich will Ihnen alles sagen, so gut ich es noch weiß“, begann sie mit leiser ruhiger Stimme. „Die Stunde kann ich natürlich so genau nicht mehr wissen, wann ich zu meiner Tante gekommen bin“.

„Aber bitte, versuchen Sie nur, sich dessen zu erinnern, Madame, denn das ist es, worauf es ankommt“.

(Fortsetzung folgt.)

Ein altes Kirschenfest.

Von Ernst Edgar Neimedes.

Alljährlich, am 28. Juli, begeht man nach altem Brauch in Naumburg das berühmte Kirschen- oder Hussitenfest, ein Volksfest, welches namentlich von den Kindern sehnlichst erwartet wird, und auch stets viele Fremde herbeilockt. Eine weitverbreitete Erzählung nach soll es zur Zeit der Hussitenkriege entstanden sein. Im Juli 1432 zogen die Hussiten unter ihrem Anführer Procop nach der Zerstörung Altenburgs vor das stark befestigte Naumburg. Auf einer Anhöhe schlugen sie ihr Lager auf und drohten, die Stadt, die heftigen Widerstand leistete, völlig zu vernichten und keinen Menschen am Leben zu lassen. Nachdem eine Abordnung der Bürgerschaft, die dem wütenden Procop die Übergabe der Stadt anbot, wenn er ihr Milde angedeihen lassen wolle, abgewiesen worden war, machte in der höchsten Not der Schlosser und Viertelsmeister Wilhelm Wolff den Vorschlag, sämtliche Kinder in das Hussitenlager zu schicken, um durch ihren Anblick das Herz Procos zu rütteln. Durch die Lage gezwungen, gaben die Mütter schließlich ihre Einwilligung. Bekleidet mit weißen Hemden, an denen schwarze Bänder befestigt waren, zogen 258 Knaben und 321 Mädchen paarweise zur Stadt hinaus, während die Mütter weinend und händeringend von der Stadtmauer aus den Zug mit den Augen verfolgten. Wie man ihnen eingerächt hatte, erhoben die von Offizieren zu Procop geleiteten Kinder ein lärmendes Geschrei, fielen in die Knie und riefen unaufhörlich: „Gnade!“ Erst als Procop nach Beratung mit den Unterbefehlshabern den Kindern Schonung der Stadt zugestichert hatte, stellten diese ihr Weinen ein. Procop befahl nun seinen Musikanten, zum Tanz aufzuspielen, er ließ Kirschen, Schoten und Wein unter die Kinder verteilen, die schließlich zutraulich wurden und nach den Klängen der Musik lustig umhersprangen. Gegen Abend schickte Procop die Kleinen in die Stadt zurück und noch in der Nacht zogen die Hussiten ab. Zur Erinnerung an die Errettung ihrer Stadt beschlossen die Naumburger, den 28. Juli alljährlich als Festtag zu begiehen. In feierlichem Zuge sollten die Kinder nach dem Hügel ziehen, auf welchem die Hussiten ihr Lager gehabt hatten, und dort mit Früchten und Getränken bewirtet werden. Das Übernachten eines in der Nähe liegenden Schotfeldes wurde ihnen ebenfalls zugestanden, und abends feierten sie mit Musik, grüne Zweige schwungend, unter dem Ruf „Hussitenfest“ in die Stadt zurück. 1433 wurde das Fest vom Bischof Johann von Naumburg bestätigt und seitdem ist es jedes Jahr abgehalten worden. Heute feiert man das Kirschenfest durch einen Umzug der Schuljugend mit Musik und Fahnen, einem Bogenschießen der Knaben, einem Tanz nach den Klängen einer Trommel, Gesang, Spiele und vor

allem durch Verteilung von Kirschen. Die mit noch viel mehr Einzelheiten, als hier angegeben, überlieferte Geschichte von der Entstehung des Kirschfestes entspricht leineswegs den historischen Tatsachen, denn eine Belagerung Naumburgs durch die Hussiten hat niemals stattgefunden; sie können höchstens 1430, aber leineswegs zur Kirschzeit, in jener Gegend gewesen sein. Vielleicht röhrt die Geschichte von der Errettung durch die Kinder von einer anderen Belagerung her und wurde auf die Hussiten übertragen, sie kann 1450, zur Zeit des sächsischen Bruderkrieges, passiert sein, wo Bischof Peter von Naumburg vom Herzog Wilhelm abfiel und auf die Seite des Kurfürsten trat, unter dem ein böhmisches Hilfskorps stand und übel im Lande häusste. Herzog Wilhelm wollte Naumburg stürmen, gab aber, durch die Bitten der ihm „mit Zweigen und Früchten“ entgegenziehenden Kinder veranlaßt, seinen Plan auf. Da nun die größtenteils ultraquistisch gesinnten Böhmen auch nach den Hussitkriegen noch vielsach hussiten genannt wurden, verlegte das Volk wahrscheinlich die Errettung Naumburgs in die Zeit der Hussitentriebe. Schließlich besteht noch die Möglichkeit, daß das Kirschfest viel älter und der Überrest eines heidnisch-germanischen Frühlingsfestes ist.

Das Hühnerbein.

Von Albert Reinicke.

Raum hatten die beiden Gäste, die von der Frau Magistratsrat zum Abendessen eingeladen waren, das Haus verlassen, als die Gnädige furchtbar zu töben anfing.

„Lieber Michael“, fuhr sie ihren Mann an, „hast du an dem Huhn nichts bemerkt, das die Minna aufgetragen hatte?“

„Gar nichts, meine liebe Olga“, sagte der Hausherr und drückte sich verschüchtert in die Sofaecke, wo er in Ruhe seine Zigarette rauchen wollte.

„So!“ rief die Gnädige. „Du merkst überhaupt nie etwas, höchstens, wenn die Welt untergeht!“ — „Minna! Minna!“ schrie sie dann durch die geöffnete Tür zur Küche, „kommen Sie doch mal herein!“

Minna erschien.

„Sagen Sie, Minna, wo ist denn das eine Hühnerbein geblieben? Ein Huhn hat bekanntlich zwei Beine, aber es war nur ein Bein auf der Platte, als Sie das Huhn auftrugen!“

Minna war sprachlos. „Gnädige Frau, das muß ein Irrtum sein!“ sagte sie. „Als ich das Huhn in der Küche zerlegte, waren beide Beine da. Bitte, bedenken Sie, gnädige Frau, es haben vier Personen von dem Huhn gegessen und es ist sogar noch etwas übrig geblieben. Wie wäre das möglich, wenn das eine Bein gefehlt hätte . . .“

„Sparen Sie sich Ihre Redensarten!“ rief die Gnädige gereizt. „Ich weiß, was ich gesehen habe. Mir entgeht nichts!“

„Leider!“ brummte der Gatte leise vor sich hin.

„Aber ich werde schon dahinter kommen, bei meinem Wort!“ schwur die Gnädige.

„Ich weiß wirklich von nichts“, schluchzte Minna und entfernte sich lachschüttelnd.

Alle drei hatten wegen des Hühnerbeines eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen, als Minna einholen gegangen war, spionierte die Gnädige herum, auch in der Mädchentammer.

Was lag denn da? — Die Gnädige wedelte es auf. Richtig, es war das Hühnerbein! Solch eine verlogene Person, diese Minna! Na warte!

Sie nahm das Hühnerbein und steckte es unbemerkt in die Manteltasche ihres Gatten. Was brauchte ein Dienstmädchen ein Hühnerbein zu essen. Vielleicht hatte sie es auch für ihren Schatz zurückgelegt. Ein richtiges Dienstmädchen hat immer einen Schatz.

Als der Herr Magistratsrat im Amte war und später sein Frühstück aus der Manteltasche zog, fand er zu seinem größten Schrecken das Hühnerbein darin.

Wie kam das Hühnerbein in seine Tasche? Sollte Minna, die liebe, gute . . . Er lächelte beglückt vor sich hin. Wie sie doch für ihn bedacht war, die treue Seele. Er ahn es nicht. Nein, auf keinen Fall, er wollte doch, daß Minna . . . und er steckte das Hühnerbein wieder ein.

Als er vom Dienst nach Hause kam, glaubte die Gnädige, er würde ihr etwas zu sagen haben, wegen des Hühnerbeins. Sie hatte sich aber geirrt. Kein Sterbenswörthchen sagte er. Er tat ganz unbeschangen.

Sonderbar!“ dachte sie. Ihr Argwohn regte sich und sie fing wieder an zu spionieren.

Sie schlief immer hinter ihrem Manne her und hörte später in der Küche flüstern: „Meine liebe, gute Minna! Es

war wirklich rührend von Ihnen, daß Sie mir das Hühnerbein zum Frühstück gönnen. Aber ich kann das nicht annehmen. Ich wollte doch, daß Sie . . . Ich habe deshalb das Hühnerbein wieder dorthin . . .“

„Wieder?“ fragte Minna gebeugt und schaute ihn verständnislos an.

„Psst!“ machte der Herr Magistratsrat und legte den Finger auf den Mund. Er hatte Geräusch gehört.

Als er am Abend mit seiner lieben Gattin zu Tisch saß, bemerkte er zu seinem größten Entsezen, wie sie das bewußte Hühnerbein verzehrte. Dabei sah sie ihn mit teuflischem Grinsen an. Ihm wurde furchtbar zu Mute. Er ahnte nichts Gutes. Und richtig! Raum hatte seine teure Gattin das Hühnerbein verspeist, als ihm der abgenagte Knochen an den Kopf flog. Dann folgte ein Donnerwetter. Minna mußte ziehen und er hatte fortan die Hölle auf Erden.

Nie kam ein Huhn mehr auf den Tisch.

Reise u. Verkehr

Dolmetscher- und Abhöldienst auf deutschen Bahnhöfen. Ein großer Teil der ausländischen Gäste, die Deutschland besuchen, ist der deutschen Sprache nicht mächtig. Bei der Ankunft auf den Bahnhöfen ergeben sich daraus mitunter Schwierigkeiten, wenn die ausländischen Reisenden sich nicht an einen sprachkundigen Auskunftsbeamten wenden können. Auf verschiedenen großen deutschen Bahnhöfen, auf denen Ausländer ankommen, sind daher schon seit längerer Zeit sprachkundige Auskunftsbeamte postiert, an die sich die Reisenden auch mit Anfragen in englischer oder französischer Sprache, zum Teil auch italienisch oder spanisch bzw. russisch wenden können. Dieser Dolmetscherdienst wird von dem amtlichen Mitteleuropäischen Reisebüro (MER) im Interesse des reisenden Publikums kostengünstig durchgeführt. Die einzelnen Begleitungen sind durch besondere Kleidung und Armbinden mit der Aufschrift: „On parle français“, „English spoken“ usw., kennlich. In Berlin sind zwei MER-Dolmetscher tätig, der eine auf dem Anhalter Bahnhof, der englisch, französisch, spanisch und italienisch spricht; der zweite auf dem Bahnhof Friedrichstraße, der Auskünfte in englischer, französischer, russischer und polnischer Sprache erteilt. Auf dem Münchener Hauptbahnhof ist soeben, außer dem dort bereits seit längerer Zeit ständig tätigen englischen Dolmetscher, für die Hauptreisezeit noch ein weiterer Dolmetscher für die englisch sprechenden Reisenden vom Amtlichen Bayerischen Reisebüro aufgestellt worden. Auf dem Kölner Bahnhof ist ständig ein Dolmetscher, der zur Hauptfache Englisch und Französisch beherrscht, anweland. Darauf hinaus hat das Mitteleuropäische Reisebüro auf den Bahnhöfen mit starkem internationalem Reiseverkehr den sogenannten „Abhöldienst“ eingeführt, d. h. zur Ankunft eines Juges, der Pauschalreise des genannten Reisebüros nach der bestreitenden Stadt bringt, kann auf Wunsch eine Vertrauensperson des MER auf den Bahnsteig entsendet werden, der sich der Reisenden annimmt. Diese Beauftragten des Reisebüros sprechen natürlich in den meisten Fällen ebenfalls englisch und französisch. Der Abhöldienst ist in Berlin, Bonn, Bremen, Koblenz, Düsseldorf, Dresden, Frankfurt am Main, Hamburg, Heidelberg, Köln, Konstanz, Leipzig, Lindau am Bodensee, München, Nürnberg, Passau, Stuttgart, Würzburg, Weimar und Wiesbaden eingerichtet und erfreut sich bei den Reisenden außerordentlicher Beliebtheit, weil sie durch die Beamten des Reisebüros vor allen Unzuträglichkeiten bewahrt werden, die man als ortskundiger Fremder unter Umständen haben kann.

Berke im Speisewagen. Vielfach seien sich Reisende, und zwar besonders bei kürzeren Reisen, bei einer Tasse Kaffee oder sonst einer Kleinigkeit für die ganze Dauer der Fahrt im Speisewagen fest. Diese Reisenden weigern sich häufig, ihre Plätze nach angemessener Zeit auf Eruchen des Speisewagenpersonals für ihre Gäste frei zu machen. Hierdurch werden andere Reisende an der Benutzung des Speisewagens außerhalb der Hauptmahlzeiten gehindert, was immer wieder zu Beschwerden deutscher und ausländischer Reisender Anlaß gibt. Die Deutsche Reichsbahngeellschaft möchte zunächst von einschneidenden Maßnahmen zur Belebung des Mittstandes absiehen, da anzunehmen ist, daß es bei tatkräftigem Zusammenwirken des Zug- und Speisewagenpersonals möglich sein wird, dem Bestreben der Reisenden, den Aufenthalt im Speisewagen ungebührlich auszudehnen, entgegenzutreten. Die Deutsche Reichsbahngeellschaft bittet aber auch alle Reisenden auf diesem Wege, im Speisewagen nur so lange zu verweilen, wie es zum Verzehr des bestellten Getränkes oder der Speise erforderlich ist. Sie hofft, daß schon ein Hinweis genügen wird, damit die bestagten Mittstände sich bessern.

Neue Bücher

* Gustav Amann: „Sun Yat-sens Vermächtnis“. Geschichte der chinesischen Revolution. Mit Vorworten von Prof. Dr. K. Haushofer, Generalmajor a. D., München, und von Prof. theolog. Dr. Engelbert Krebs, Freiburg. 18 Abbildungen, 2 Karten. (Kurt Böhme, Verlag G. m. b. H., Berlin-Brunnwald.) Ein merkwürdiges Zeugnis bietet dieses Buch: Jahre hindurch hören wir von Umwälzungen, von Kämpfen und Verhandlungen, die das größte Volk der Welt, — die China aufzuwühlen und umformen. Wir begreifen fast nichts aus dem Durcheinander der Nachrichten, die Tag um Tag uns gedrängt werden; alles scheint sich zu widersprechen. Und endlich veraweisen wir, diesen Wust von Namen und Tatsachen, von einer uns unverständlichen Logik durcheinander geworfen, jemals zu entwirren. Da taucht ein Mann auf, ein deutscher Ingenieur und Kaufmann, der seit Jahren handelnd und beratend inmitten des chinesischen Lagers stand, — ein Freund Sun Yat-sens, nach seinem Tode ein Freund von Frau Sun und ihrem Kreis, ein Freund und Helfer der Kanton-Regierung, mit der zusammen er die große Bewegung Schui, die Europa in den Jahren 1925 bis 1927 überraschte und das Aussehen des Fernen Ostens so grundlegend veränderte, — mit der zusammen — von dem jungen Diktator Chiang Kai-shek vertrieben wurde. Mit ruhiger Hand, mit philosophischer Objektivität entwirft Gustav Amann die Geschehnisse, zeigt uns ihre Hintergründe und die Bedingtheit in chinesischer Nationalitätlichkeit sowie den Einfluss, den vielfach überschätzten, von Moskau. Über allem liegt der Zauber persönlichen Erlebens in einer uns so fremden Welt.

* „Rasputin, der allmächtige Bauer“ von A. Simanowitsch, ehemaligem Sekretär Rasputins. Übersetzung aus dem Russischen und Bearbeitung des Manuskripts von P. Wohlisch. (Hensel & Co., Verlag, Berlin W. 30.) Es ist ein wild bewegtes Bild, das Simanowitsch, der einzige Sekretär des allmächtigen Zarenküngstlings, in seinen Erinnerungen aufrollt. Erzählt er von dem unglaublichen, willenslosen Zaren Nikolaus II., von der von blindem, mystischem Glauben an Rasputin erfüllten Zarin Alexandra, von dem kranken Zarwitz, von dem erbitterten Kampf zwischen dem Zarenpaar und dem Hof der Zarin-Witwe, von den furchtbaren Zuständen des durch revolutionäre Färtung und zwei unglückliche Kriege aus Tessla erschütterten Zarenreiches, von den blutigen Wirren des Bürgerkrieges und zum Schlus von dem tragischen Tod der Zarenfamilie. Auf diesem düsteren Hintergrunde hebt sich wie ein seltsames Phantom die merkwürdige Gestalt des sibirischen Bauernvagabunden ab, der es vermöge seines rätselhaften Einflusses auf seine Umgebung fertig brachte, die Klügsten und Mächtigsten des großen Zarenreiches zu überschatten.

* Harvey Firestone: „Mein Kampf um den Erfolg“ (C. E. Poeschel, Verlag, Stuttgart.) Kein „arrivierter“ Geschäftsmann redet und gestikuliert in diesem Buch. Es ist das Buch eines Feldherrn. Strategie heißt hier: Kunst der Geschäftsführung. „Vielleicht ist Geschäftsführung Beruf“ sagt Firestone einmal. Er ist ein Berufener, auf jeden Fall. Beginn 1902 mit 12 Angestellten und Arbeitern. 1920 Gesamtbelegschaft der Firestone Tire & Rubber Company rund 20 000. Jahresumsatz 115 000 000 Dollar. Wovon reden diese Zahlen? Von rostlosem Planen, Denken, Taten, von unsäglicher Mühe, von Erfolg. Ein kennzeichnendes Wort des großen Geschäftsmannes sei an den Schlus gesetzt: „Ich weiß nicht, ob ich der Sklave oder Herr dieses Geschäfts bin. Die Hauptjache ist jedoch, daß ich mir über diese Frage keine Sorge mache, denn die Arbeit ist wert, daß sie von mir geleistet wird, sei es nun als Sklave oder als Herr.“

* Arnold Bronnen: „Film und Leben Barbara la Marr“ Roman. (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin W. 35.) Das das Leben noch stärker als der Film mit Sensationen geladen und in seinem Ablauf ebenso kurz wie inhaltstreich sein kann, zeigt dieses erste epische Werk des Dramatikers Bronnen, der das Leben und Sterben des „Mädchen, das zu schön war“ und damit eine wilde Jagd nach Lust und Ruhm durch die grelle Welt des Films zu Nutz und Frommen aller, die sich dafür begeistern, schildert. Aufregend und aufpeitschend ziehen die spannungsvollen Episoden am Leser vorüber, sodass der Stoff an billige Kolportage erinnern könnte, wäre nicht die Sachlichkeit des Berichtes, der mit biographischer Genauigkeit eine Filmmatriere und ihr tragisches Ende meisterhaft nachzeichnet.

* „Iduna Robata“, historischer Roman aus Merans Berggenossenheit von H. Schrott-Pelzel, mit 38 historischen und Landschaftsbildern. (Hugo Schmidt, Verlag, München.) Heute wie einst bietet sich das vergangenheitsreiche Tirol dem Beschauer dar in seiner Schönheitstrunkenen Natur und Romantik. Die Gestalten des Buches wandeln auf dem historischen Boden, ihr Schicksal ist innig verknüpft mit ihrer Zeit und ihren Geschehnissen. Die farbenprächtigen dichterischen Bilder finden eine Ergänzung in den Wiedergaben künstlerischer, historischer Beschreibung des Clarissen-Klosters zu Meran von Staffler. Alle, die das alte Südtirol kennen und lieben, alle, die das südländliche Land immer wieder ansieht, werden das Buch mit besonderem Interesse lesen.

* Siegfried Siverts: „Das große Warenhaus“, Roman. (Otto Quistorp, Verlag, Lübeck.) Unter der jüngeren schwedischen Dichtergeneration ist Siegfried Siverts einer der führenden Erzähler und bei uns hauptsächlich durch ein Provenienz und den Roman „Die Seele des Lambs“ bekannt. „Das große Warenhaus“ verbindet unsichtbare Banden mit den Bazaren aus Laufendundeine Nacht. Hier sind alle Schätze der Erde angehäuft. Hier pulsirt das Leben zwischen Verkaufsstand und Kasse, hier wird gevögelt, gescherzt und gelacht, und in den engen Gängen geben sich Liebende ein Stelldichein. „Das große Warenhaus“ ist kein totes Stahlgerüst, es ist lebendige Poesie: Morgenland und Abendland und zugleich ein Symbol unserer Zeit.

* Edward Welle-Strand: „Möwenjunge II.“ vom Robbenfänger zum Journalisten. Ein Roman aus Norwegen. (Eigenbröder-Verlag, Berlin W. 8.) Wer Welle-Strands „Möwenjunge“ gelesen hat, der wird auf die Fortsetzung gespannt sein, die in dem vorliegenden zweiten Teil den prächtigen Helden des Buches, Almar von Mothof, als Journalist in einem Berufe landen lässt, der ihm Gelegenheit gibt, seine Fähigkeiten und sein Draufgängertum auch weiter zur Geltung zu bringen. Viele Frauen kreuzen wieder Almars Weg, ehe er innerlich zur Ruhe kommt. Welle-Strands psychologische Begabung, sein hervorragendes Schilderungstalent, dokumentiert sich auch wieder in diesem Bande reifer Gestaltungskunst.

* Dr. Otto Leibede: „Das rätselhafte Ich“. Ein Spiegel zur Selbstkenntnis. (Weltbücher-Verlag, Berlin-Friedenau.) Alle Gedanken, die der Autor anführt, stehen im Brennpunkt des aktuellen Interesses. Sie sind absichtlich — und das ist ein großer Vorteil dieses Buches — auf die kürzeste Formel gebracht. Somit ist hier ein Werk geschaffen, das durch seine Gedankenfülle, sein dramatisches Tempo, seine ganz und gar eigene Stilart und die aktuelle Darstellungsform der ewigen Persönlichkeitsprobleme den Leser in seinen Bann schlägt. Der Autor bringt ein Porträt, das vor keinerlei Wahrheit zurücksteht, errichtet aber gleichzeitig die Wegweiser unserer ewigen Sehnsucht. Manche Frage, die Eugen: Ren in seinen „Notes sur l'amour“ und Oscar Wilde in seinem reichen Schaffen nur angedeutet haben, findet man hier, durch eine deutsche Intelligenz gesehen, erklärt.

* Charlie Chaplin im Zirkus. 16 Seiten, mit 8 farbigen Bildern und vielen Textzeichnungen von Adolf Uzariski. (Joh. Scholz, Verlag, Mainz.) War es nicht eigentlich ein naheliegender Gedanke, die Gestalt Charlie Chaplins den Kindern in einem Bilderbuch zum vertrauten Gefährten zu machen? Die Großen sehen mehr in ihm, sie fühlen die tiefe Melancholie, die hinter seinem Glück und seinem Unglück liegt. Die Kinder aber haben ihre helle Kinderfreude an dem tollen Durcheinander, das er anrichtet, wohin er auch kommt. „Zirkus“, neben „Goldrausch“ Chaplins reizster Film, gab den Stoff für das erste Chaplin-Bilderbuch her. Selbstverständlich wurden aus den Vorgängen des Films nur die herausgenommen, die dem kindlichen Verständnis ohne weiteres zugänglich sind. Die vielen farbigen Bilder und Textzeichnungen von Uzariski stellen die tollen Vorgänge in klarer und kindlicher Weise vor Augen, während die Verse von Peng das Buch auch für die Kinder verständlich machen, die den Film nicht gesehen haben. So werden alle Kinder ihre große Freude an dem Bilderbuch haben.

* A. Th. Sonnleitner: „Die Hegerkinder im Samengebirge“ mit Bildern von Ernst Kuber und Franz Roubal. (Deutscher Verlag für Jugend und Volk, G. m. b. H., Wien.) Sonnleitners Berg- und Bauerngeschichten sind wegen der Frische und Volkstümlichkeit, mit der Gestalten und Gegebenheiten geschildert sind, bekannt. Der vorstehende Band schließt sich den „Hegerkindern in der Löbau“ an, ist aber in sich abgeschlossen.